PHILOSOPHISCHE ABHANDLUNG ÜBER DIE INTELLIGENZ DES ZUFALLES UND...

Carl Du Prel





Philosophische Abhandlung

über die

Intelligenz des Zufalles

und die

Berechenbarkeit des Glückes

in

drei Artikeln

von

Dr. Carl Freiherr du Prel.

München, 1870.
In Commission der Gg. Franz'schen Buch- und Kunsthandlung
(Ed. Lotzbeck).

Gg. Franz'sche Buchdruckerei (J. Bolster).

Erster Artikel.

Jener Engländer, der mit destructiven Gedanken bezüglich seiner werthen Persönlichkeit im Busen von der Trafalgarsäule auf den Square sich herabstürzte, befand sich — philosophisch genommen — ganz im gleichen Falle, wie weiland Graf Jaroslav von Martinitz, der zu Prag aus einem Fenster des Schlosses in den Schloßgraben hinabgeworfen wurde. Jenen veranlaßte ein inneres Motiv zum Antreten seiner Luftreise, diesen ein äußeres, nämlich der katholische Dippold v. Lobkowitz, der zur Beendigung des vorangegangenen Streites dieses Argumentum ad hominem in Anwendung brachte. In beiden Fällen erfolgte die Reise gleich nothwendig und die Philosophie machte keinen Unterschied, ob eine solche Nothwendigkeit von Außen herantritt oder aus dem Innern kommt; von Freiheit des Willens kann auch im ersteren Falle keine Rede sein.

Die Lehre von der menschlichen Willensfreiheit liegt in den letzten Zügen und es ist nur ein Mißverständniß, wenn sich der gemeine Menschenverstand auf die Aussage seines Selbstbewußtseins berufe, das ihm die tröstliche Versicherung gibt: „Ich kann thun, was ich will." „Dieses vor mir stehende Glas Wein," meint er z. B., „kann ich nach Belieben an den Mund führen oder stehen lassen!"

„Ganz wohl, mein Freund! Wenn du es austrinken willst, wirst du es austrinken, wenn nicht, wirst du es stehen lassen. Thun also kannst du, was du willst. Aber wovon hängt denn das Wollen dieses Thuns ab? Darum handelt es sich. Der Eintritt dieses Wollens erfolgt nothwendig aus den vorhandenen Ursachen (Motiven) und trinkend bist du nicht der Mann, der frei gewählt hat, sondern das Motiv ist es, das dir den Wein die Kehle hinabgießt. Du hast ebensowenig Freiheit, den Wein zu trinken oder stehen zu lassen, als etwa der Wein Freiheit besitzt, getrunken zu werden oder nicht."

„Aber da steht der Wein vor mir," entgegnet der gemeine Menschenverstand; „ich habe Durst, muß ihn bezahlen und doch will ich ihn jetzt stehen lassen!"

„Nach Belieben; aber das thust du eben nur in der Absicht, hiedurch die Theorie der Willensfreiheit zu beweisen, also aus einem Motiv, das ich durch die Behauptung des Gegentheils hervorgerufen habe. Ein Motiv aber ist ebenso zwingende Ursache, als äußere Veranlassung. Das Handeln steht bei uns, wenn, d. h. nachdem der Wille hiezu in uns entstanden; bei der Frage nach unserer Freiheit aber handelt es sich um das Zustandekommen eines Vorgangs, der früher ist als die Handlung, nämlich um den Eintritt des Wollens, welches sich als abhängig erweist von Motiven, welche in allen Fällen außerhalb unserer Machtsphäre liegen."

Doch bei diesem Problem wollen wir uns nicht aufhalten. Die Lehre von der Determination des menschlichen Willens ist nur die letzte Consequenz, welche die Wissenschaft gezogen hat aus einem Satze, dessen Giltigkeit in keiner andern Hinsicht bezweifelt wird, der eben so wichtig ist, als er bereits trivial geworden: Nichts geschieht ohne Ursache, keine Veränderung tritt ein ohne zwingende Nothwendigkeit. Das gilt in der physischen Welt wie in der moralischen und geistigen. Es gibt keine generatio aequivoca eines Willensactes oder Gedankens.

Die moderne Wissenschaft, die es sich angelegen sein läßt, das Feld der moralischen und geistigen Erscheinungen mit dem gleichen Eifer zu durchwühlen, wie das der physischen, hat erkannt, daß alle diese Gebiete von constanten Gesetzen beherrscht werden. Noch sind uns zwar die Gesetze der Witterung noch nicht bekannt, die uns jenes Spiel, darin der regelloseste Zufall zu walten scheint, in sein Verhältniß von Ursachen und Wirkungen zerlegen; aber es wird die Zeit kommen, da uns zum Behufe der Wetterprophezeihung der Barometer ganz entbehrlich sein wird, wie dieser selbst die Bittgänge um schönes Wetter, deren Erfolg er ja so gütig ist uns vorherzusagen, bereits zum Unsinn gestempelt hat. Ein Instrument, das uns die Entschlüsse des gütigen Schöpfers vorher verkündigt, — und das — risum teneatis — im Zimmer jedes Pfarrers hängt! und ebenso wird auch die Zeit kommen, da etwa der Ausbruch einer Revolution nicht mehr mit jener Ueberraschung, mit jenem Befremden wird angesehen werden, das noch im Jahre 1848 über die europäische Welt kam.

Die Geschichte hat aufgehört, ein bloßes nachträgliches Referat dessen, was geschehen ist, zu sein; sie bemüht sich, am Leitfaden des Warum? den Entwicklungsproceß zu erklären. Man hat den Geschichtsschreiber einen umgekehrten Propheten genannt; aber schon trifft diese Bezeichnung nicht mehr ganz zu und die Geschichte wird prophetisch nach vorwärts! Schon der tiefsinnige Kant hat gerade seine „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte" mit den bedeutsamen Worten eingeleitet: „Was man sich auch in metaphysischer Absicht

für einen Begriff von der Freiheit des Willens machen möge, so sind doch die Erscheinungen desselben, die menschlichen Handlungen, ebensowohl als jede andere Naturbegebenheit nach allgemeinen Naturgesetzen bestimmt."

Im Grunde beruht unser Sträuben, die Herrschaft des allwaltenden Causalitäts-Gesetzes auch auf uns auszudehnen oder vielmehr diese Ausdehnung anzuerkennen, auf der gebräuchlichen Unterscheidung der Natur in leblose und lebende. Sollte diese Unterscheidung einmal aufhören, eine wissenschaftliche Annahme zu sein, so wird damit das Auffallende des letzteren Falles verschwinden und wir werden uns unserer Ansprüche auf eine Ausnahmsstellung in der Natur begeben, wenn die wirklichen Verschiedenheiten der Naturproducte lediglich als accidentelle nachgewiesen sein werden. Wenn übrigens bei Solchen, welche die Gleichheit des Falles nicht anerkennen wollen, noch ein Zweifel darüber bestehen sollte, daß auch im Gebiete des Geistes und der Moral die nur anscheinend eclatantere Thatsache der Beherrschung durch unumstößliche Gesetze bestehe, so müßten solche Zweifel schon jetzt vor den Resultaten der Statistik verschwinden. Die Statistik, indem sie z. B. die Anzahl der Morde registrirt, gelangt zu dem Resultate, daß der jeweilige Zustand der Gesellschaft es ist, dem die Handlungen der Mitglieder zugeschrieben werden müssen. Solange dieser Zustand der Gesellschaft der gleiche bleibt, wird auch die Criminalistik in gleichen Zeiten die gleiche Anzahl von Morden zu verhandeln haben. Dies ist sehr merkwürdig, wenn wir bedenken, daß Verbrechen von unzähligen, außerhalb des Individuums liegenden Zufälligkeiten abhängen, z. B. von Wirthshausstreiten. Aber auch die Anzahl der Selbstmorde, bei denen doch jede fremde Störung beinahe ausgeschlossen ist und der individuelle Wille ganz sich selbst überlassen scheint, kehrt in unheimlicher Regelmäßigkeit wieder, die sich sogar auf die in Anwendung gebrachten Instrumente erstreckt.

Nicht die individuellen Eigenthümlichkeiten und moralischen Anlagen des Einzelnen also, sondern der Zustand der Gesellschaft ist es, der die Anzahl der Conflicte mit dem Strafgesetzbuche regulirt und Quetelet nennt geradezu den Verbrecher nur das vollziehende Werkzeug der das Verbrechen vorbereitenden Gesellschaft. Wenn aber die Statistik auch bezüglich der indifferentesten menschlichen Handlungen eine constante Regelmäßigkeit nachweist, wenn z. B. bei den Postämtern von Paris und London alljährlich fast die gleiche Anzahl von Briefen einläuft, deren Bestellung unmöglich ist, weil die Adresse vergessen wurde, so müssen wir uns in dem scheinbar so regellosen Getriebe der socialen Welt mehr und mehr wie Puppen erscheinen, die an unsichtbaren Fäden gezogen werden, deren unscheinbarste Bewegungen regulirt sind und die höchstens bezüglich ihrer Gefühle und

Empfindungen Anspruch auf Selbständigkeit machen können. Wenn uns aber die Statistik auch aus dieser Zuflucht vertreibt, wenn sie z. B. bezüglich der Liebe nachweist, daß die Anzahl der Heiraten nach dem Preise der Lebensmittel sich richtet, so wird freilich der platonisch Liebende, dessen Wahl von keinerlei kaufmännischer Rücksicht beeinflußt worden und der seine überschwänglichen Gefühle lediglich im Zusammenhalt mit den himmlischen Eigenschaften seiner Grete erklärt, für sich wenigstens eine Ausnahme statuirt wissen wollen. Ihm zur Abkühlung empfiehlt sich die Lecture der Schopenhauer'schen Metaphysik der Geschlechtsliebe. Diese mag ihm den Beweis liefern, daß seine Liebesschmerzen ganz anderen Dingen entsprechen, als der Schönheit und Liebenswürdigkeit seines Mädchens.

Das ist nun freilich zu prosaisch, als daß nicht der arme Jüngling, aus seinem Himmel vertrieben, sich anstrengen sollte in seiner Liebe doch noch ein poetisches Ingredienz zu entdecken, das zu zerpflücken auch dem Anatomen Schopenhauer nicht gelingen solle. Eines, wird er sagen, können auch die mir nicht rauben, die alle Fasern meines Herzens bloßzulegen vermöchten, um meine Seligkeit in ein prosaisches Gewebe von Ursachen und Wirkungen aufzulösen. Dieses Eine ist die Poesie des Zufalls, der mir an einem unvergeßlichen Tage mein Liebchen zum erstenmale in den Weg führte. Diese Poesie wenigstens vermag keine wissenschaftliche Analysis zu beeinträchtigen; sie war ein unverdientes Geschenk der gütigen Göttin der Gelegenheit, die, eine freundlich lächelnde Gestalt, neben der alten Jungfer Causalität mit ihren verknöcherten Gesichtszügen wandelt und mit ihr die Geschicke der Sterblichen lenkt. Diese hat keine Lieblinge unter den Menschen, jene aber ist eine Fee, die gütig Gnaden vertheilt.

In der That, wenn wir den Weltlauf betrachten und mit wissenschaftlichem Auge in Allem nur die Aneinanderreihung ursächlich verknüpfter Veränderungen erblicken, werden wir uns gleichwohl vorerst zu der Annahme neigen, daß die Causalität nicht die ganze Welt des Geschehens erschöpfe. Denn die vermöge des Raumes unendlich zahlreichen Causalreihen laufen keineswegs parallel nebeneinander her, sondern erweist sich vielmehr der Weltlauf als ein unendlich verwirrtes Netz solcher Fäden, die sich an unendlich vielen Punkten schneiden. Dieses Sichschneiden ist es, das wir Zufall nennen. An sich betrachtet, ist kein Ereigniß zufällig, sondern bedingt durch die abgelaufene Kette vorangegangener Veränderungen; aber unbeschadet dieser Allgemeingiltigkeit des Causalitätsgesetzes ist jedes Ereigniß zufällig im Zusammenhalt mit jedem andern gleichzeitigen Zufall ist das Zusammenfallen in Raum und Zeit. So starb z. B. der Gothenkönig Tejas zufällig, da er in der Schlacht den durch die aufgefangenen Geschosse beschwerten Schild wechselte. Die Causalreihe, vermöge

welcher sich diese Handlung ergab, wurde in diesem verhängnißvollen Augenblick gekreuzt durch eine andere, die einem auf's Gerathewohl abgeschossenen Geschosse die verderbliche Richtung ertheilte. So wurde auch Aeschylos zufällig von einer Schildkröte getödtet, die den Klauen eines über ihm schwebenden Adlers entfiel. Griechische Schriftsteller stellen die Sache weniger wunderbar aber schmeichelhafter hin: Der Adler, erzählen sie, der die Schildkröten an Felsen zu zerschmettern pflege, habe das kahle Vorderhaupt des Aeschylos für einen Felsenvorsprung gehalten. So wurde ferner Tobias blind durch die Entleerungen einer Schwalbe, die zufällig in sein Auge fielen.

In diesem Sinne also sprechen wir vom Zufalle als einem Princip, das die naturgemäße Entwicklung einer Causalreihe in störender Weise unterbricht, oft aber auch fördernd in die Absichten der Menschen eingreift gleich einer Gottheit, die, wie es ihr gerade kommt, Neckereien, Poesie, Humor, aber auch Schmerz, Verzweiflung und Tod aus ihrem Füllhorn herausschüttet und ihre Natur am deutlichsten dann offenbart, wenn sie die naturgemäße Entwicklung der Dinge durch ihr Dazwischentreten in das Gegentheil verkehrt. So stürzte sich z. B. einst ein melancholischer Mönch von der Höhe des Mailänder Domes herab auf die Straße und fiel zufällig auf einen des Weges wandelnden Engländer. Der Engländer blieb todt am Platze, der Mönch stand auf und ging.

So betrachtet würde sich also der Zufall als der Causalität coordinirt mit dieser in die Weltherrschaft theilen.

Es ist aber leicht einzusehen, daß dem Zufall diese Bedeutung, diese coordinirte Würde nicht im eigentlichen Verstande zugesprochen werden kann. Denn vermöchten wir es nur, von beiden zusammentreffenden Ereignissen ausgehend, die Verkettung von Ursachen und Wirkungen weit genug in die Vergangenheit zurück zu erforschen, so würden wir früher oder später an den Punkt gelangen, wo die beiden in zufälligen Rapport gekommenen Ereignisse sich als späte Enkel eines gemeinschaftlichen Ahnherrn entpuppen. Daß wir dieses verwandtschaftliche Verhältniß nur in den seltensten Fällen erkennen, liegt lediglich daran, daß wir bei der rückwärtigen Verlängerung der beiden Causalreihen vom Punkte ihrer Kreuzung aus nicht hoch genug am Stammbaum hinaufzusehen vermögen. Nachdem aber für jeden Zufall dieser Punkt vorhanden sein muß, wo er sich in Causalität auflöst, so erscheint der Begriff des Zufalls lediglich als ein Grenzbegriff unserer Erkenntniß, dem nur subjective Bedeutung zugesprochen werden kann und der keineswegs das Gegentheil von Gesetzmäßigkeit bedeutet. Die Welt steht nicht unter der Herrschaft von zwei Regenten, wie einst die römische Republik unter zwei Consuln, sondern

es heißt auch hier: „Nur Einer sei Herrscher, Einer nur Fürst" — und dieser ist das Causalitätsgesetz.

Bezüglich der verschiedenen philosophischen Weltanschauungen gewinnt der Materialismus durch die Erkenntniß der Identität von Causalität und Zufall gar nichts. Denn ob ein, ob zwei oder hundert Herrscher die Welt regieren, bleibt sich vollkommen gleich, wenn diese doch blind sind; in jedem Falle wir es eine verkehrte Wirthschaft geben. Interessanter aber gestaltet sich die Frage nach der Anzahl der Regierenden für Denjenigen, der im Entwicklungsproceß der Welt Vernunft und einheitliches Streben walten sieht, wobei wir vorerst die wichtige Einsicht gewännen, daß dieses allfällige Doppelregiment nicht von deutschen Herrschern gehandhabt werde, während es sich im Uebrigen für den Zweck dieser Zeilen ganz gleich bleibt, ob wir ein extramundanes oder ein immanentes vernünftiges Princip annehmen wollen; ob wir in der Welt einen Karren sehen wollen, hinter dem der Karrenschieber steht, oder aber einen vernünftigen Automaten; ob wir Theisten oder Phanteisten sein wollen. Die Hauptsache bleibt, daß wir überhaupt in diesem Getriebe des Weltlaufes Vernunft entdecken. Denn als Theisten wie als Phanteisten würden wir bei Voraussetzung der objectiven Bedeutung des Zufalls dem Lenker der Geschicke auf unserem Erdensterne für den von ihm in Aussicht genommenen Endzweck höchstens jene Chancen des Erfolges zuschreiben können, die etwa der Bankhalter am Roulletterspiele hat, der doch schließlich gewinnen muß, wie auch die Kugel rollen mag. Sein Erfolg wäre zwar im Einzelnen dem Zufall unterworfen, könnte aber im Ganzen doch nur verzögert, nicht verhindert werden und könnte ihm der schließliche Sieg schon deßwegen nicht entgehen, weil die Renitenz des Zufallsfactors blos auf dessen Blindheit beruhen würde, die sich jedenfalls selbst dann überwinden ließe, wenn dieser zur vernünftigen Causalität in coordinirtem Verhältniß stände. Nachdem sich aber diese getheilte Consularherrschaft als nicht bestehend erwiesen hat, da jede Zufälligkeit von einem höheren Standpunkt aus als Nothwendigkeit sich entpuppt, so verbleibt uns nur im Allgemeinen die Alternative zwischen einem außerweltlichen oder innerweltlichen Geist, der sich in der durchaus causalen, aber vernünftigen teleologischen, auf ein Endziel hinarbeitenden Entwicklung kundgibt und den Pessimisten die kosmische Unvernunft nur darin zu finden erlauben würde, daß überhaupt etwas ist. Als durchaus unwissentlich aber könnte nur jene Weltanschauung keinen Platz finden, die den Weltschöpfer ein Causalitätsgesetz eingeführt haben ließe, an das er sich nachträglich nicht halten würde, die ihn Correcturen am Räderwerk seiner Maschine vornehmen, d. h. Wunder wirken ließe. Denn jedes Wunder, jede momentane Umstoßung des Causalitäts-Gesetzes wäre

eine Instanz gegen die Allweisheit dieses Schöpfers, der sich selbst dabei das Geständniß nicht vorenthalten könnte, er sei ein Stümper von einem Maschinisten gewesen.

Was aber ist es, das uns berechtigt, überhaupt eine Vernunft, eine Teleologie im Weltprozeß anzunehmen? Der Teleologe verweist als nächstgelegenes Beispiel auf den wunderbar zweckmäßigen Bau der Organismen von den Infusorien bis zu den riesenhaftesten Thiergestalten, darin sich auf der Hand liegend eine Endabsicht der schaffenden Natur bekunde. Ihm entgegnet der Materialist, daß er durchaus nichts Wunderbares darin sehen könne, weil Alles auch beim Entstehen der Organismen nach natürlichen Gesetzen verlaufe; die Annahme einer Endursache sei entbehrlich, da die wirkenden materiellen Ursachen vor Augen liegen. Aber mit demselben Rechte könnte er behaupten, es sei in einer Taschenuhr nichts Geniales zu entdecken, da sich in ihrem Gange nur höchst einfache Gesetze der Mechanik bethätigen. Denn kein Teleologe bestreitet, daß allein durch physische Gesetze selbst die wunderbarsten Organismen gebildet werden, keiner denkt an eine Endursache mit eingreifender Thätigkeit, wohl aber an eine die physischen Ursachen zusammengreifende Teleologie. Die Endursache besteht lediglich in der Verknüpfung der materiellen Ursachen, die, ohne an ihrer physischen Natur etwas einzubüßen, durch das vernünftige teleologische Princip zu einheitlichen Zwecken zusammengefaßt werden.

Wenn wir demnach allerdings behaupten wollen, daß in der Schöpferkraft der Natur sich Absicht verrathe, somit Vernunft in ihr sei — wenn auch zu schlimmen Zwecken — so ergibt sich nur mehr die weitere Frage, ob der Nachweis dieser Vernunft sich beschränkt auf das Entstehen von Thierorganismen und des Menschengeschlechts oder ob dieser Erdengeist, dieser Logos hinter den Coulissen auch aus der Anordnung des Ganzen erkenntlich sei und auch im ferneren Verlauf des Geschehens in der Menschengeschichte seine Wirksamkeit äußere. In der Philosophie wird dieses keineswegs als eine nothwendige Consequenz angesehen, und es hat z. B. Schopenhauer, der doch in seinem „Wille in der Natur“ so entschieden die teleologische Erklärung der Natur betonte, gleichwohl derselben Natur die höchste Unvernunft vorgeworfen bezüglich der Constellation unseres Sonnensystems. Er sagt geradezu:

„Nun ist die Welt so eingerichtet, wie sie sein mußte, um mit genauer Noth bestehen zu können; wäre sie aber noch ein wenig schlechter, so könnte sie schon nicht mehr bestehen. Folglich ist eine schlechtere, da sie nicht bestehen könnte, gar nicht möglich, sie selbst also unter den möglichen die schlechteste. Denn nicht blos wenn die Planeten mit den Köpfen gegen einander rennten, sondern auch wenn

von den wirklich eintretenden Perturbationen ihres Laufes irgend eine, statt sich durch andere allmälig wieder auszugleichen, in der Zunahme beharrte, würde die Welt bald ihr Ende erreichen; die Astronomen wissen, von wie zufälligen Umständen, nämlich zumeist vom irrationalen Verhältniß ihrer Umlaufszeiten zu einander, dieses abhängt, und haben mühsam herausgerechnet, daß es immer noch gut abgehen wird, mithin die Welt so eben stehen und gehen kann. — — — — Die Welt ist folglich so schlecht, wie sie möglicherweise sein kann, wenn sie überhaupt noch sein soll." (W. als W. II, 667.)

Dieses sonderbare Bekenntniß Schopenhauer's ist viel nachgebetet worden. Nun wollen wir es nicht im Mindesten bestreiten, daß unser Sonnensystem zugrunde gehen müßte, wenn es nur um ein Haar schlechter wäre und wollen dazu nur die Bemerkung beifügen, daß dieses nicht nur vom Kosmos im Allgemeinen gilt, sondern von jedem der uns bekannten Organismen. Die Anatomen und Physiologen wissen es, daß unsere Existenz in jedem Augenblicke nur an einem solchen Haare hängt und durch die geringste Unterbrechung in der Thätigkeit unserer inneren Organe gefährdet würde. Nicht Eine überflüssige Faser läßt sich in diesem Apparate, der uns zu lebenden Wesen macht, nachweisen, und die Natur, die diesen kunstvollen Mechanismus schafft, verwendet hiezu und zu seiner Erhaltung das Minimum der nothwendigen Mittel. Sie, die unerschöpfliche Quelle von Kräften ist gleichwol im Großen wie im Kleinen die sparsamste Haushälterin.

Wie nun? Die Betrachtung dieses Verhältnisses im Kleinen macht Schopenhauer zum entschiedenen Teleologen; wo aber im Großen dieselbe lex parsimoniae herrscht, da zieht er pessimistische Consequenzen auf die Unvernunft im Kosmos daraus. Der Widerspruch ist handgreiflich und gerade weil es richtig ist, daß unser Sonnensystem zu Grunde gehen würde, wäre es nur um ein Haar schlechter eingerichtet, gerade deßwegen und weil es dennoch fortbesteht, läßt sich daraus keine pessimistische Consequenz ziehen. Woraus also Schopenhauer die Unvernunft der Weltordnung beweisen will, gerade das leistet das Gegentheil und ist entschieden als Instanz für die Weltvernunft, für den Logos beizubringen, der nicht nur sein Ziel erreicht und zwar vollständig, sondern auch mit den geringsten Mitteln, indem er dem Gesetz der Sparsamkeit Rechnung trägt, das er in Allem befolgt.

Kehren wir aber aus den himmlischen Räumen wieder zurück auf den Erdball, so erscheint es auch hier als a priori einleuchtend, daß jedes vernünftige Princip, welches die Organismen und endlich im Menschen sein Meisterwerk geschaffen, von da ab wohl kaum seine Hände in den Schooß legen wird, um die fernere Arbeit, die

Menschengeschichte, den bewußten und selbstbewußten Geschöpfen zu überlassen, die es in's Dasein gerufen. Wir, die wir uns über den Zweck der Schöpfung und unseres eigenen Daseins so vollkommen im Unklaren sind, daß wir in einer Nacht dahinleben, daß wir die Räume unserer Bibliotheken mit Tausenden von Schriftwerken füllen, die darüber hin und her streiten, — wir können nimmermehr glauben, daß die Geschichte nichts anderes sei, als die selbstthätige Entwicklung unseres armseligen Bewußtseins, daß wir etwas Anderes seien, als bloße Werkzeuge, deren sich der Regisseur der Weltgeschichte zu seinen Zwecken bedient. Er, der dieses Bewußtsein geschaffen, wird es sicherlich auch sein, der die Weiterentwicklung desselben seinen Absichten gemäß einrichtet.

Und doch, Schopenhauer, der Teleologe bei Betrachtung eines Insectes ist der unhistorischeste Kopf, den es je gegeben; er ist immer nur der Teleologe bis hieher und nicht weiter. Das Gesetz der Entwicklung existirt für ihn nur, bis das Menschengeschlecht endlich da ist, in dem sein blinder Wille zum Selbstbewußtsein erschreckend gelangen soll; von dort an aber ist ihm, was als Geschichte vorgeht, so irrelevant wie die Figuren, zu welchen sich die Wolken gestalten.

Es erscheint aber nicht nur widersinnig, den vernünftigen Entwicklungsgang in der Geschichte zu leugnen, nachdem doch die Geschichte des Thierreichs, die Entwicklung der biologischen Vorgänge, wie sie etwa Darwin schildert, so entschieden teleologisch sich gestaltet, sondern auch jene Anschauung der empirisch rationalistischen Historiker erscheint einseitig, welche in der Geschichte nichts weiter sehen, als die Selbstthätigkeit der Individuen nach physiologischen Gesetzen. Weit eher, als dieser Anschauung beizupflichten, vermöchten wir zu glauben, daß selbst die Verschwörung der Gesammtmasse des menschlichen Bewußtseins auf der Erde den Zweck nicht hindern könnte, zu dem unser Stern im Weltraum rollt. Ja, der Act einer solchen Verschwörung selbst, die freilich nur denkbar wäre, wenn uns der Zweck der Schöpfung enthüllt wäre, würde nur wiederum in der Absicht des geschichtlichen Logos gelegen sein; denn die Natur macht niemals den Bock zum Gärtner.

Wenn wir daher in der Natur überhaupt Teleologie statuiren wollen, so müssen wir sie auch in der Geschichte annehmen. Nachdem sich ferner somit die Causalität auf allen Stufen als teleologisch durchdrungen erweist, wiewohl nur in der Weise, daß der Causalproceß zwar sich selbst überlassen bleibt, aber selbst nichts ist, als die Realisirung des schöpferischen Zweckgedankens, daher keineswegs der Teleologie antithetisch entgegensteht; nachdem endlich aller Zufall keinerlei objective Bedeutung hat, sondern selbst nur als ein Zweig im Causalmechanismus erscheint, so müssen wir schon deßwegen also

a priori uns zu der Ansicht bequemen, daß diese Teleologie bis in die letzten Ausläufe des vielverzweigten Causalnetzes dringt, wie die Säfte eines Baumes aus dem Schoße der Erde gezogen, bis in die letzten Spitzen seiner Zweige sich vertheilen.

So ergibt denn eine unbefangene Untersuchung ein Resultat, dadurch die verbreitete Anschauung über den Zufall geradezu auf den Kopf gestellt wird. Unsere Generation, die mit Recht den kirchlichen Glauben mehr und mehr ablegt, aber mit Unrecht im gleichen Maße dem Materialismus sich zuneigt, und in der Weltordnung nicht Anderes als das Treiben blinder Kräfte am Leitfaden des Causalitätsgesetzes sieht, dieser Generation erscheint nun gar der Zufall als eine Kraft, die nicht einmal an einem solchen Leitfaden sich abwickelt, als eine Gottheit, die nicht nur blind, sondern geradezu stockblind sich geberdet, und also im Unterschiede von der blinden Causalität noch dazu durch absolute Unberechenbarkeit sich auszeichnet. Wir dagegen können dem Bisherigen gemäß nicht umhin, für die Intelligenz des Zufalls einmal eine Lanze einzulegen.

Zweiter Artikel.

Die teleologische Anordnung der Zufälligkeiten, die Intelligenz des Zufalls, ergibt sich als nothwendige Consequenz einer historischen Weltanschauung schon aus der Betrachtung seiner weittragenden Bedeutung in der Geschichte. Daß z. B. die Nase der Cleopatra ihre vermuthlich höchst correcte Länge hatte, ist das Werk einer unerbittlichen Nothwendigkeit gewesen; im Zusammenhalt mit der Liebe des Antonius aber erscheint dieser Umstand als zufällig, und doch hat Pascal ohne Zweifel Recht, wenn er sagt: Si le nez de Cléopatre eût été plus court, toute la face de la terre aurait changé. Gleichwohl ist hier ein naheliegender Irrthum zu vermeiden.

Es ist über die großen Folgen kleiner Ursachen in der Geschichte schon viel geschrieben worden, und sogar der als Historiker so große Voltaire beging den Fehler, sich dieser mechanischen Geschichtsauffassung hinzuneigen, die jeden Pragmatismus eben deßwegen schon ausschließt, weil der Zufall in der That jeden Entwicklungsgang der Geschichte unmöglich machen würde, wäre er ein selbstständiger Faktor, und läge nicht in den Banden des geschichtlichen Logos. Der Verfasser der jüngst neu aufgelegten „Hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen", hat sich die Mühe genommen, eine ganze Reihenfolge von Zufällen in der Geschichte aufzuzählen, die von den weittragendsten Folgen gewesen seien, also den Pragmatismus in der Geschichte widerlegen sollen. Er versichert uns allen Ernstes, daß wir ohne Wilddiebstahl keinen Shakspeare, ohne des Großvaters Theatersucht keinen Molière, ohne Thorsperre keinen Rousseau hätten. „Wäre Horatius Cocles bei seiner Kniewunde gefallen, Coriolan's Mutter ein Jahr früher gestorben, und hätte Manlius Capitolinus ein Viertelstündchen länger geschlagen, gäbe es vielleicht kein großes Rom in der Geschichte." Ein Whistspiel ist es nach „Demokritos" gewesen, das Amerikas Freiheit und die französische Revolution veranlaßte. Da Ignatius von Loyola, der bei der Belagerung von Pampeluna an beiden Beinen schwer verwundet wurde, die Zeit seiner Heilung durch christ-

liche Lecture sich vertrieb, dann aber aus dem Soldatenstande schied und Gründer der Gesellschaft Jesu wurde — „so wäre die Welt ohne den Schüß von Pampeluna vielleicht nie von Jesuiten gequält worden."

In diesem Unsinn geht es mehrere Seiten durch weiter in einem Buche, das seinerzeit Schiller und Göthe Concurrenz machte, und noch heutzutage die Quelle ist, aus der das philosophische Bedürfniß eines ausgedehnten Leserkreises schöpft. Gleichzeitig mit der neuen Auflage erschien jüngst ein Auszug, so daß jetzt nur noch die „Lichtstrahlen" aus diesem Anekdoten-Lexikon fehlen. Das angezogene Capitel über die „Historiker" aber bleibt gleichwohl interessant als ganz nothwendige Consequenz jener historischen Anschauung, die keinen Pragmatismus in der Geschichte anerkennen will und die zufälligen Gelegenheits-Ursachen mit den tiefgelegenen wirklichen Bedingungen verwechselt, durch welche das Antlitz des Erdballs sich verändert.

Es läßt sich nun allerdings nicht läugnen, daß mancher weltgeschichtliche Prozeß lediglich an der Person eines Einzelnen hing, der den Strudel erregte, und daß im Leben solcher geschichtlicher Heroen, die nicht blos, wie etwa Luther die Personifikation eines den Völkern innewohnenden Geistes gewesen sind, jeder Zufall eine umsomerkwürdigere Rolle spielte, je mehr sie ganz allein die Träger solcher Prozesse gewesen sind. Die Welt würde in der That ein anderes Aussehen erhalten haben und noch haben, wenn etwa in der Schlacht von Chäronea irgend ein Geschoß, statt an dem 18 jährigen Alexander vorbeizufliegen, ihn getödtet hätte. Alexander, der durch seinen Eroberungszug den orientalischen Geist mit dem Hellenismus vermälte, der hiedurch dem Christenthum die Bahn frei legte, auf der es von seiner indischen Heimat aus über den Occident sich ergoß — dieser Alexander ist keineswegs der personifizirte Ausdruck eines in den macedonischen Völkerschaften latent liegenden Geistes, sondern das Individuum gewesen, von dessen Herzschlag die Vollendung des bacchantischen Eroberungszuges abhing, durch den in anscheinend retrograder Bewegung der Erdengeist die bisher errungenen Cultur-Elemente noch einmal zusammenfaßte, bevor sich diese Cultur auf das Mittelmeer warf. Und eben diese Rolle ward Napoleon zu Theil, der die verhärteten Cultur-Elemente der europäischen Völker wieder in Fluß brachte zur selben Zeit, da die vom ersten Dampfschiff in den atlantischen Gewässern gezogenen Furchen nach Westen wiesen: cras ingens iterabimus aequor! Wie aber, wenn Napoleon's Kutscher nicht betrunken gewesen wäre? Wenn die Höllenmaschine nicht hinter dem rascher als sonst fahrenden Wagen aufgeflogen wäre? Auch in diesem Falle hätte der Erdball ein anderes Aussehen so gewiß, als kein anderes Individuum die geschichtliche Erbschaft angetreten hätte.

Dies ist es, was uns zu der Annahme der teleologischen Natur auch der historischen Zufälligkeiten zwingt, was uns verhindert zu glauben, daß dem Lenker unserer Geschicke ein blinder Zufall als Mitregent zur Seite stehe, der doch nur einen Augenblick lang freigelassen, die Pläne des ersteren zum Scheitern bringen würde. Vielmehr müssen wir zugestehen, daß die Natur, welche solche Individuen mit der seltenen Vereinigung eines unbeugsamen Willens mit einem außergewöhnlichen Intellect ins Dasein rief, welche eine geschichtliche Entwicklungsphase in ihnen verkörperte, dieselben nicht so albernen Zufälligkeiten preisgibt, durch welche etwa ein Insekt vom Fuße eines Bummlers den Tod erleidet; daß sie vielmehr solche Heroen mit dem nothwendigen Glück ausstattet, welches störende Zufälle so lange überwindet, bis sie ihre geschichtliche Mission erfüllt haben.

So erweist sich denn der Zufall nicht als ein absolutem Irrthum unterworfenes Princip, das — wie es im individuellen Lebenslaufe die bewußten Absichten des Einzelnen allerdings zu kreuzen vermag — so auch jeder eigenen Absicht bar wäre. Und sollte man auch die angezogenen Beispiele eines Alexander und Napoleon aus dem Grunde etwa nicht gelten lassen wollen, weil die für die Cultur aus solchen militärischen Völkerwanderungen abfallenden Vortheile auch durch eine friedliche Entwicklung der Dinge, wenn auch langsamer erreicht worden sein würden, während andererseits, wenn wir die schädigenden Einflüße derselben für die zunächst betheiligten Völker in Betracht ziehen, auch in dieser Beziehung der Zufall nicht als so sehr weittragend sich erweist, weil die Devastationen des Erdballs durch die Eroberer die Cultur zwar aufzuhalten vermögen, aber die geschlagenen Wunden endlich doch wieder vernarben, dahingegen eine geistige Errungenschaft von einem ins Unendliche gehenden Einflusse sei, so ist dagegen zu betonen, daß gerade im Gebiete des Geistes dem Zufall eine Rolle zuertheilt ist, aus deren Betrachtung wir vorzugsweise ein Recht erlangen, die Behauptung der Intelligenz desselben festzuhalten.

Die Fortschritte der europäischen Civilisation hingen und hängen ab von dem Zuwachs unserer Kenntnisse und sind es insbesondere die Fortschritte in den Naturwissenschaften, deren Bedeutung für die Cultur am augenscheinlichsten ist, weil hier momentan die größten Umwälzungen herbeigeführt werden können. Aber gerade bezüglich der Erfindungen und Entdeckungen leistet der Zufall für die Cultur die bedeutendsten Hebammendienste. Wenn wir unter den vielen Erfindungen, an welchen sich das bestätigen ließe, gerade die des Schießpulvers und der Dampfmaschine herausgreifen, so geschieht es deßwegen, weil sie vor allen ihren zufälligen Charakter sehr drastisch vor Augen legen und zugleich zu jenen gehören, welche die größten socialen Revolutionen herbeigeführt haben. Eine angestrengte Forschung

mit bewußter Endabsicht würde zu keiner von beiden geführt haben, ja sie konnten der Natur der Sache nach gar nicht anders gemacht werden denn zufällig. Das Schießpulver, welches dem Mittelalter den Todesstoß versetzte, lag so sehr außerhalb des Ideenkreises selbst der kühnsten damaligen Spekulation, daß wir das Zeugniß der Geschichte ganz entbehren könnten, um einzusehen, daß der Erfinder sicherlich etwas ganz Anderes erreichen wollte, als was er fand. Und ebenso wäre die Entdeckung der Dampfkraft abhängig gewesen von der bewußten Spekulation eines Denkers, sie würde uns sicher noch heute unbekannt, während es der vor seiner Theemaschine sitzende Watt gewesen ist, dem die Natur eine ihrer wirksamsten Kräfte verrieth, als er, ohne zu wissen, was er that, die Oeffnung des Halses zuhielt und der Deckel über dem siedenden Wasser sich hob. Ja, es ist überhaupt in dieser Hinsicht sehr bezeichnend, daß manche der wichtigsten Erfindungen nicht von den Fachleuten gemacht wurden.

Wollte man jedoch, um diese Teleologie des Zufalls zu entkräften, dennoch sagen, es sei eben wiederum nur Zufall, daß solche Erfindungen nur zufällig gemacht worden, so hieße das nur, das Wunderbare an der Sache weiter zurückschieben, ohne es dadurch los zu werden. Es ruft uns aber schon beim ersten Versuche, die Intelligenz des Zufalls auf diese Weise weiter und in infinitum zurückzuschieben, die Geschichte ein gebieterisches Halt zu, indem sie uns zeigt, daß gerade solche Errungenschaften des menschlichen Geistes, deren Größe in ihren Folgen besteht, während sie an sich dem Ei des Columbus an die Seite gestellt werden mögen, nicht nur dem Zufall ihr Dasein verdanken, sondern einem Zufall, der gerade zur richtigen Zeit eintrat; dann nämlich, wenn die Menschheit ihre den jeweiligen Kenntnissen der Natur entsprechenden Hilfsmittel erschöpft hatte und — sollte nicht ein Stillstand im Fortschritte der Civilisation eintreten — neue Faktoren eingreifen, d. h. neue Erfindungen gemacht werden mußten. Und nicht nur das geschah, sondern es griffen auch immer gerade solche Faktoren ein, welche den organischen Charakter des Culturfortgangs ins Licht setzen, der, wäre es in solchen Zeiten nur auf eine Erfindung überhaupt und nicht auf eine bestimmte abgesehen gewesen, uns nur als eine Aneinanderreihung fremdartiger Geschichtsphasen erscheinen würde. Dies ist es, wodurch in auffälligster Weise der Zufall selbst Protest einzulegen scheint gegen die ihm allenfalls zugedachte Würde eines coordinirten Faktors im Entwicklungsgange der Geschichte des menschlichen Geistes, aber auch gegen die in schmähender Weise ihm zugetheilten Eigenschaften der Blindheit und Absichtslosigkeit.

Daher wollen wir auf die Gefahr hin, der Paradolität beschuldigt zu werden, dem vielverkannten Zufall zu seinem Rechte verhelfen

und nehmen keinen Anstand, zu sagen, daß wie gemäß vielseitiger Anerkennung unter den Philosophen die Causalität einem Ziele zustrebt, wenn sie am Leitfaden physischer Gesetze einen Organismus schafft, so auch der Zufall — der ja nur ein Schößling der Causalität — eine Weisheit documentirt, welche anzuerkennen uns nur der umfassende Blick fehlt, der die anscheinende Mosaikarbeit seines Schaffens im Gebiete des Geistes uns erkennen ließe als ein organisches Ganzes. Vermöchten wir es nur, uns dem geschichtlichen Gemälde, das mit seiner Beihilfe entworfen wird, in angemessene Entfernung gegenüberzustellen und weniger Mikroskopie in der Geschichte zu treiben, so würde die Intelligenz des Zufalls uns sicher nicht mehr als ein Paradoxon erscheinen, die ja — wir wiederholen es — nur eine Consequenz, eine gerechtfertigte Ausdehnung einer bezüglich der Causalität längst feststehenden Anschauung ist. Es handelt sich aber bei dieser, wenn wir z. B. den menschlichen Organismus in Betracht ziehen, um folgende Alternative: Entweder hat eine blinde Causalität uns mit den Organen ausgestattet, von welchen wir bei entwickeltem Bewußtsein einen so zweckmäßigen Gebrauch machen, dem unsere ganze Cultur zuzuschreiben ist — Materialismus; oder aber: die Natur war bei der Bildung dieser Organe von einer Endabsicht geleitet, sie zielte auf diese bestimmten Organe ab, damit wir diesen Gebrauch von ihnen machen sollten — so die Teleologen von Aristoteles angefangen. So auch Schopenhauer, der sagt: Derselbe Wille, welcher den Elephantenrüssel nach einem Gegenstand ausstreckt, ist es auch, der ihn hervorgetrieben.

Bezüglich der materialistischen Ansicht nun müssen wir ohne Zweifel gelten lassen, daß unsere Cultur von der Beschaffenheit unserer Organe abhängig sei. Helvetius in seinem Buche de l'esprit drückt dies aus, indem er sagt: Wenn uns die Natur statt biegsamer Finger Hufe verliehen hätte, so würden die Menschen wie wilde Thiere in den Wäldern herumirren. Dieses berühmte Buch, von welchem Schopenhauer sagte, Gott selbst lese hie und da im Helvetius, wurde seinerzeit zugleich mit Voltaire's Pucelle eifrig verfolgt und öffentlich verbrannt — was uns nicht hindern soll, dem Helvetius Recht zu geben. Die Polizei von Bern, ebenfalls mit Nachforschungen nach den genannten zwei Büchern beauftragt, rapportirte bekanntlich in ergötzlicher Weise: dans toute la Suisse il n'y a ni „Esprit“ ni „Pucelle“. Wenn aber auch dem Helvetius nur beizustimmen ist, so hat doch die neuere teleologische Naturwissenschaft die Richtigkeit seines Satzes ergänzt, d. h. die andere Hälfte der Wahrheit: die Natur anticipirt idealiter die Funktionen der Organe, mit welchen sie ihre Geschöpfe ausstattet und weil sie diesen Gebrauch will, bildet sie diese Organe. Es ergibt sich aber bei dieser teleologischen Naturbetrachtung

noch eine weitere Frage. Der Teleologe Schopenhauer schränkt nämlich die erwähnte Anticipation, die Vorsehung der Natur auf jene Funktionen unserer Organe ein, vermöge welcher die Erschaffung, Erhaltung und Fortpflanzung des Individuums erzielt wird, während er die cultur-historischen Absichten der Natur durch den Pragmatismus in der Geschichte leugnet. Es liegt aber auf der Hand, daß wir auf halbem Wege nicht stehen bleiben können, daß wir nur entweder die Teleologie ganz fallen lassen oder aber zugestehen müssen, nicht blos die auf die individuellen Zwecke bezüglichen Functionen unserer Organe seien von der Natur vorhergesehen, sondern auch jene, die sich auf die Menschheit erstrecken, wobei natürlich in erster Linie der Intellect in Betracht kommt. Jeder consequente Teleologe muß daher auch historisch-teleologisch sein und kann nicht leugnen, daß eben, weil uns die Natur zur Förderung der menschheitlichen Cultur ausersehen hatte, wir mit den nöthigen Organen ausgestattet seien. Was also Schopenhauer vom Elephantenrüssel sagt, das muß consequenterweise auch vom Genie des Cäsar gelten, und derselbe Wille, der den Cäsar schuf, ist es auch, der ihn den Entschluß zur Ueberschreitung des Rubicon fassen ließ, durch welche nicht individuelle, sondern geschichtliche Zwecke gefördert wurden; denn das Individuum Cäsar war durch den Rubicon auch von den Dolchen der Verschwörer getrennt.

So ergibt sich denn, daß die Natur nicht nur vermöge der Fortpflanzungsfähigkeit des Individuums Zwecke der Menschengattung verfolgt, sondern auch cultur-geschichtliche; und da diese letzteren zum Theil durch Individuen verkörpert werden, so wird sie ihre Weisheit nicht nur darin kundgeben, daß sie die erwählten Heroen der Geschichte mit den entsprechenden Eigenschaften des Charakters und Geistes ausstattet, sondern auch darin — und hiemit knüpfen wir wieder an den Zufall an — daß sie auch die Zufälligkeiten im Lebenslaufe ihrer Heroen in einer Weise gestaltet, welche ihren Absichten entspricht, welches zuzugestehen wir um so weniger Anstand nehmen werden, wenn wir die lediglich subjective Bedeutung des Zufallsbegriffes erkannt haben, d. h., daß der Zufall nur ein Zweig am Stammbaum der Causalität sei, dessen ganzes Geäste von jener Intelligenz durchdrungen sein wird, welche manche Teleologen nur im Hauptstamme anerkennen wollen.

So ist es also nur logische Consequenz, welche uns zwingt anzuerkennen, daß der Entwicklungsgang menschlicher Gesittung zwar einerseits das Resultat zufälliger oder auch prämeditirter Erfindungen sei, daß aber andererseits solche Erfindungen im Plane des geschichtlichen Logos lagen, welches sich empirisch dadurch erweist, daß selbst die ganz zufällig gemachten Erfindungen ihren zeitlich entsprechendsten Platz erhielten, während Millionen von Individuen vorübergingen,

welche materialistisch genommen, das Ei des Columbus ebenso gut zum Stehen hätten bringen können.

Für uns Kinder des neunzehnten Jahrhunderts, die wir mehr oder weniger und sehr begreiflicherweise aus der empyrisch-psychologischen Auffassung der Geschichte anlehnen — der geradezu verehrungswürdige Buckle ist hier Prototyp — liegt allerdings etwas Widerhaariges in der Anerkennung einer anderweitigen Intelligenz als jener, als deren Träger wir uns vor allen anderen Naturgeschöpfen mit Stolz fühlen. Aber schon die Betrachtung des Lebenslaufes der Heroen des puren Willens mag uns zur Erkenntniß führen, daß die bewußte Intelligenz der Menschen nicht die höchste, daß sie vielmehr getragen wird von einer immanenten kosmischen Vorsehung. Denn auch da, wo der Erfolg den ehrgeizigen Plänen eines Dschingis-Kahn, eines Attila, eines Vandalenkönigs Geiserich, eines Gottfried von Bouillon sich günstig erwies, waren sich doch diese Willensheroen der weltgeschichtlichen Bedeutung ihrer Eroberungszüge gewiß nicht im Mindesten bewußt, und dadurch, daß sie meist etwas ganz Anderes erreichten, als was ihnen vorgeschwebt war, erweisen sie sich immer als Werkzeuge einer höheren Macht, welche die Geschicke lenkt.

Noch auffallender aber zeigt sich dieses Walten bei den Heroen des Geistes, und zwar besonders da, wo anscheinend allein das Bewußtsein, ja das hellste Bewußtsein eine Rolle spielt — in der Geschichte der Philosophie. Denn es ist allerdings die bewußte Vernunft des jeweilig epochemachenden Philosophen, die ihn den Ausgangspunkt seines Systems unverrückt festhalten und seine ganze geistige Thätigkeit darin aufgehen läßt, die Consequenzen dieses Standpunktes nach allen Richtungen zu ziehen; aber es ist eine ganz andere denn die bewußte individuelle Vernunft, die den betreffenden Geistesheroen gerade den gewählten Standpunkt mystisch concipiren ließ und gerade den Philosophen ins Dasein rief, der im Entwicklungsgange dieser Wissenschaft nothwendig geworden. Diese höhere Vernunft ist es, welche in der Geschichte der Philosophie jene merkwürdige Erscheinung zutage fördert, die von Vielen als Instanz gegen den Werth dieser Wissenschaft angezogen wird, daß nämlich jeder neue Prophet seine Herrschaft damit beginnt, die ihm vorangegangenen Systeme umzustoßen, wie vormals die türkischen Herrscher beim Regierungsantritt ihren nächsten Verwandten die Köpfe abschlagen ließen — so daß der spätere Forscher, der die Geschichte der Philosophie zu seinem Studium macht, in einem Kirchhof zu wandeln glaubt, darin nur verwitterte Leichensteine von vergangener Größe erzählen. Wenn sich aber annehmen läßt, daß vielleicht Niemandem dieses Verhältniß so bewußt ist, wie dem jeweiligen Thron-Inhaber unter den Philosophen, und man die Vehemenz seines Erkenntnißdranges dagegenhält, der ihn gleichwohl antreibt, sein System

nach allen Seiten möglichst auszubilden, das doch seinem Nachfolger lediglich eine Stufe sein wird, eine Sprosse der Leiter, die ihn einen höheren Standpunkt gewinnen läßt — so sind wir auch hier gezwungen anzuerkennen, daß das Individuum auch als Geistesheros durch Förderung der Absichten seines Bewußtseins zugleich jener Macht dient, welche in allen Gebieten durch den Einzelnen die Gesammtheit fördert.

Vielleicht ist sich keiner unter den Philosophen dieser seiner Mittelstellung so wenig bewußt gewesen, wie Schopenhauer, der bekanntlich die Arbeit seiner Nachfolger nur in den Ausbau seines Systems setzte, in die extensive Erweiterung des von ihm gewonnenen Standpunktes, während er selbst die möglichste centrale Vertiefung errungen zu haben glaubte. Wie gegen den historischen Pragmatismus im Allgemeinen, so sträubt er sich auch gegen den Pragmatismus in der Geschichte der Philosophie. Er kann sich mit dem Gedanken nicht befreunden, daß er etwa ein System des Optimismus geschaffen hätte, wäre er ein paar Jahrhunderte früher in die Welt gekommen. So ist es aber auch gar nicht gemeint. Der Geist Schopenhauer's hätte nie etwas Anderes geboren, als die „Welt als Wille und Vorstellung"; aber Schopenhauer kam eben nicht früher in die Welt, als zur Zeit, welche eben dieses Gehirn von dieser physiologischen und anatomischen Beschaffenheit bedurfte — und darin besteht der Pragmatismus in der Geschichte der Philosophie. Hegel, der Optimist und von Schopenhauer verkannte Zeitgenosse ist es, der diesem die treffendste Belehrung hätte geben können, indem er ihn auf das gleichzeitige Erscheinen ihrer Hauptwerke verwies, darin die Phänomenologie des blinden Willens und die ergänzende des absoluten Geistes niedergelegt ist. „Wo aber mehrere Philosophien zu gleicher Zeit auftreten, sind es unterschiedene Seiten, die eine Totalität ausmachen, welche ihnen zu Grunde liegt." (XV. 619) Soll etwa dieses zeitliche Zusammenfallen zweier sich ergänzender Philosophen, dieses zufällig gleichzeitige Aufsteigen zweier Meteore am Horizont des Geistes einem blinden Zufall zugeschrieben werden? Was hat die Geburt des Menschen Hegel zu thun mit der des Menschen Schopenhauer? Physisch betrachtet gar nichts; aber hier erscheint uns sehr deutlich der metaphysische Schlagbaum.

Wenn die teleologische Naturwissenschaft an Pflanzen und Organismen nachweist, daß physische Gesetze zu einem Gesammtziel sich vereinigen, daß also die Causalität in mehreren Reihen auf ein Endziel hinsteuert, soll es etwa in der Menschengeschichte anders sein, weil hier die vom Causalgesetz geregelten Dinge weiter auseinanderliegen? Und sollen etwa die Menschen deßhalb nicht wie die Blätter Eines Baumes angesehen werden, weil der verbindende Stamm dem Auge nicht sichtbar ist? Wenn aber ferner die Naturwissenschaft Hun-

derte von Beispielen aus der Pflanzenwelt anführen könnte, die nicht blos für die Teleologie der Causalität, sondern auch des Zufalls sprechen, können wir dann Anstand nehmen, diese Eigenschaft des Zufalls auch auszudehnen auf seine Wirksamkeit in anderen Gebieten? Um aber hier wenigstens Ein Beispiel bezüglich des Zufalls aus der Pflanzenwelt zu entnehmen, so sei die Valisneria spiralis erwähnt, eine bekannte Wasserpflanze von getrenntem Geschlechte. Zur gleichen Zeit, in welcher der weibliche Theil der Pflanze über das Wasser sich hebt, machen sich die ihrer eigenen Entwicklung überlassenen männlichen Befruchtungsorgane der Pflanze frei, breiten sich auf der Wasserfläche aus und die Befruchtung tritt ein. Dieser gleichzeitige Eintritt findet ganz regelmäßig statt.

Wer nun freilich aus diesem Beispiele eine Teleologie des Zufalls etwa deßwegen nicht erkennen wollte, weil die getrennten Geschlechtsorgane im Grunde doch nur zu Einer Pflanze gehören, dem ließe sich allerdings eine Fülle von Beispielen dafür beibringen, daß auch zwischen der Pflanzen- und Insektenwelt eine ähnliche zufällige Accommodation stattfinde: aber selbst dann könnte die Ausdehnung dieses Verhältnisses auf die Menschen untereinander zu geschichtlichen Zwecken noch auf Widerspruch stoßen und wir wissen es wohl, daß, weil die Individuen, organisch genommen als Freigelassene der Natur erscheinen, Manchem der Pantheismus — zudem der Geistespantheismus — erst dann einleuchten würde, wenn die Menschheit aneinandergewachsen wäre, wie die Siamesischen Zwillinge. Würde ja doch der Erdball selbst, wenn ihm Bewußtsein verliehen wäre, sich so sicher im Gefühle seiner Freiheit um die Sonne drehen, als ihm andererseits die Abhängigkeit der Mondbewegungen von den eigenen gewiß nicht entgehen würde.

So erweist sich denn die Lehre von der Intelligenz des Zufalls in allen Gebieten als eine nothwendige Consequenz der teleologischen Weltanschauung, und verbleibt uns nun schließlich nur noch die Aufgabe, diesen „proteusartigen Gesellen", dessen Gebahren so augenscheinlich Absichten unterliegen, auch bezüglich seiner Wirksamkeit im rein individuellen Leben in Betracht zu ziehen.

Dritter Artikel.

Es ist nicht allzulange her, daß sogar Philosophen (z. B. noch Malebranche) die Ansicht vertraten, die Welt sei für die Auserwählten Gottes geschaffen. Eine spätere Zeit dehnte den Zweck der Schöpfuug auch auf ungläubige Katholiken, Protestanten und andere Ketzer aus. Die Erde galt damals für den astronomischen Mittelpunkt des Weltalls, und da lag es denn sehr nahe, ihr auch die Würde eines moralischen Centrums anzudichten, dergemäß die Welt nur die Folie der Erdkugel sei, auf welcher Alles nur für den Menschen als Endzweck der Schöpfung eingerichtet sei, um von ihm benützt, verzehrt oder wenigstens mit Freude und zum Lobe des Schöpfers angeschaut zu werden. Daß hie und da etwa ein Haifisch die Ordnung umkehrte und seinerseits einen Matrosen verzehrte — darüber drückte man die Augen zu. Nunmehr ist man zu der richtigeren Anschauung gekommen, daß zwar alle geologische und biologische Entwicklung auf den Menschen abziele, aber nicht auf den Menschen als Einzel-Individuum, sondern auf die Menschheit, deren Gesammtzweck zu fördern die Bestimmung des Einzelnen sei, der dieser auch dann nachkommt, wenn er sich dessen nicht im Mindesten bewußt sein und, etwa auf hochgestelltem Posten stehend, glauben sollte, er fördere keine anderen Zwecke als die höchsteigener Selbstsucht.

So wenig aber als von der Causalität im Allgemeinen werden wir auch vom Zufall nicht erwarten dürfen, daß er die individuellen bewußten Zwecke des Menschen fördere; vielmehr wird es eben seinen eigenen Zwecken entsprechen, wenn er uns mit wohlwollendster Absicht zu unterstützen scheint.

Zufall vom Standpunkt des individuellen Wohls nennen wir Glück. Wenn sich aber die im Grunde vollkommen causale Natur auch des Zufalls aus dem Bisherigen schon ergeben hat, so zeichnet sich doch die Causalität für unsere praktischen Zwecke in vortheilhaftester Weise vor dem Zufall durch ihre Berechenbarkeit aus. Diese Berechenbarkeit ist es, aus der wir, vorerst freilich nur im rein physischen

Gebiete, schon so großartigen Nutzen für Culturabsichten gezogen haben, während auf dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft die Geschichte nur tastende Versuche machen konnte, durch Entdeckung der geistigen Gesetze die Zukunft zu ergründen. Le présent, est gros de l'avenir, sagt Leibnitz. Kühner als er versucht es die neuere Geschichtswissenschaft über die Beschaffenheit jenes Kindes Hypothesen aufzustellen, mit welchem die Mutter Gegenwart schwanger geht. Die Schwierigkeit ist freilich so unendlich, wie die Anzahl der communicirenden Factoren im Gebiete des Geistes und der Moral, welche Gebiete wir zwar erkannt haben als beherrscht durch ebenso unwandelbare Gesetze, wie sie in der physischen Welt sich thätig erweisen, ohne jedoch in der Erkenntniß dieses Getriebes noch sonderlich weit gekommen zu sein. Wollten wir gleichwohl schon jetzt bei unseren geringen Kenntnissen es versuchen, etwa die Gestaltung der nächsten Jahrzehnte zu bestimmen, so müßten wir uns wenigstens darauf beschränken, die allgemeinen Contouren des Gemäldes zu entwerfen, das die Zukunft bieten wird. Wenn wir erfahren wollen, in welcher Weise sich ein Rankengewächs entwickeln wird, so müssen wir vorerst trachten, die Beschaffenheit des Gerüstes zu erkennen, dessen Gerippe von dem künftigen Zweigengewirre bedeckt sein wird.

So interessant es aber für den Forscher wäre, wenigstens durch einige Lichtstrahlen die Nacht der Zukunft erhellt zu sehen, der die Menschheit auf dem Erdball entgegenrollt, so würde doch sicherlich vielleicht der größte Theil der Sterblichen, deren Bewußtsein aufgeht in dem des werthen Ich, gerne auf solche Enthüllungen der Wissenschaft verzichten, wenn es ihnen dafür gegönnt wäre, statt der großen Contouren des Gemäldes das mikroskopische Gewebe jener Causalfäden zu schauen, an welchen sich ihr eigener Lebenslauf abwickelt. Denn es wäre höchstens denkbar, daß aus der wünschenswerthen Vervollkommnung unserer Einsicht in die geistigen, den Erdball beherrschenden Gesetze irgend ein neuer Alexander Vortheil ziehen könnte, wenn er gleich dem König-Philosophen des Plato nicht nur auf hohem Posten stände, sondern auch mit jenem umfassenden geschichtsphilosophischen Blicke begabt wäre, der ihn den Erfolg eines wichtigen Unternehmens als cultur-historisch nothwendig erkennen ließe. Die ganze übrige Menschheit aber würde aus einer solchen Bereicherung unseres Wissens keinerlei Vortheil ziehen, die Männer der Börse etwa ausgenommen, die mit den geschlagenen oder siegreichen Armeen gleichsam in Rapport stehend, jeden Sieg und jede Niederlage mitempfinden.

So würden also, wenn nicht die Wissenschaft, so doch die Menschen Demjenigen weit dankbarer sein, der es vermöchte, ihnen Aufklärungen bezüglich des Zufalls zu geben, soweit er den Lebenslauf des Einzelnen beeinflußt. Die Unzahl von Tractätchen bezüglichen Inhalts, die jahr-

aus, jahrein auftauchen und die überraschend große Nachfrage nach solchen beweist nicht nur das permanente Bedürfniß der Menschheit nach derartiger Literatur, sondern auch ihren unverwüstlichen Glauben an die Möglichkeit, den Schleier der Zukunft zu lüften, so daß also die Schriftsteller auch heute noch von Lichtenberg sich sagen lassen können: Es läßt sich wohl vom *Wahrsagen* in der Welt leben, aber nicht vom *Wahrheitsagen*.

Wenn wir vom Somnambulismus und verwandten Erscheinungen absehen, so hat die Wissenschaft nur Einen Versuch, über die Zukunft directe Aufschlüsse zu erhalten, angestellt — die Wahrscheinlichkeits-Theorie. Es scheint auch vorerst kein anderer Weg offen zu liegen, den Zufall zu berechnen, während andererseits die Berechnung der Wirkungen aus den vorhandenen Ursachen eben daran scheitert, daß wir die Ursachen nicht sämmtlich kennen lernen können. Es erleidet freilich nicht den mindesten Zweifel, daß wir mit vollkommener Sicherheit bis ins kleinste Detail den zukünftigen Plan einer Einzel-Existenz entwerfen könnten, wenn wir uns über sämmtliche bedingenden Factoren die nöthigen Kenntnisse verschaffen könnten. Aber ebensowenig erleidet es einen Zweifel, daß beim Mangel dieser Kenntnisse wir ebensogut aus der Beschaffenheit eines im Boden schlummernden Pflanzenkeimes die Anzahl, Gestaltung und Lage der Blätter des künftigen Baumes zu berechnen uns vermessen könnten. So erscheint demnach zuvörderst der wissenschaftlichen Untersuchung in der That kein anderer Weg übrig zu bleiben, als die Wahrscheinlichkeitsrechnung, die noch dazu, selbst wenn sie gelänge, nur unsichere Ausbeute für praktische Zwecke in Aussicht stellen würde.

Es kann hier weder auf den Werth der mathematischen noch der philosophischen Wahrscheinlichkeitsrechnung, wie sie zum Gegenstand der Untersuchungen eines Quetelet, Laplace, Mill, Fries, Wolf ꝛc. gemacht wurde, eingegangen werden, und soll hier nur im Allgemeinen bemerkt sein, daß erstlich nur für eine Summe von Fällen, aber niemals für den einzelnen Fall diese Wahrscheinlichkeit einen Sinn haben kann, daß aber zweitens das hiebei in Anwendung kommende Gesetz der großen Zahlen die Fortsetzung der Fälle ins Unendliche fordert, wenn es absolute Sicherheit gewähren soll. Der practische Werth dieser Theorie schwindet hiemit gänzlich.

Gleichwohl ist eines zu beachten, daß nämlich diese nur für eine unendliche Menge von Fällen geltende Wahrscheinlichkeit auf der unberechenbaren Anzahl und Qualität der zum jeweiligen Resultat sich verbindenden Faktoren beruht. Dies aber sind Faktoren äußerer Art. Ließe sich dagegen nachweisen, daß zur Gestaltung der Schicksale eines Individuums innere, an der Person liegende Faktoren mitconcurriren, so wäre die Schwierigkeit vorerst wenigstens auf ein anderes Feld ver-

legt, darin wir möglicherweise geringeren Schwierigkeiten begegnen. Und ließe sich ferner erweisen, daß diesem inneren Factor eine gewisse Constanz innewohnt, so wäre die Hoffnung, zu einem befriedigenden Resultat zu gelangen, schon einigermaßen größer.

Bezüglich der Causalität nun läßt sich in der That ein innerer Factor nachweisen, demgemäß der Lebenslauf des Einzelnen gerade zu diesem bestimmten sich gestaltet — der Charakter des Individuums. Der Charakter entspricht im Menschen vollständig dem, was wir innerhalb der leblosen Natur als die unveränderlichen Eigenthümlichkeiten der materiellen Dinge erkennen, welche die sich immer gleichbleibende Reaction auf die gleichen Ursachen bedingt, so daß auch beim Menschen die Handlung sich als die Resultate zweier Faktoren erweist, deren einer die gegebenen äußeren Bedingungen (Motive) sind, der andere der Charakter. Mögen wir nun der Lehre von der Unveränderlichkeit der Charaktere beipflichten oder nicht, es bleibt auch im letzteren Falle gewiß, daß eine Charakteränderung im Individuum nur in so allmäliger Weise vor sich gehen kann, daß wir wenigstens innerhalb eines bestimmten Zeitraums eine Constanz dieses inneren Factors annehmen können, und zu Schlüssen von dieser Constanz auf die Handlungsweise des Individuums berechtigt sind. Vermöchten wir es aber außerdem auch noch den Eintritt der Motive zu berechnen, so würde uns der Lebenslauf eines Menschen so klar vor Augen liegen, wie der Lauf des Bila'schen Kometen.

Der dem Zufall entsprechende, innere Factor aber, der zur Gestaltung eines individuellen Lebens miteoncurriren würde, wäre nichts Anderes, als das persönliche Glück, und nur unter Voraussetzung einer zeitweiligen Constanz desselben hätten wir Aussicht, mit einiger Sicherheit Schlüsse ziehen zu können auf unsere Zukunft. Die allfällige periodische Constanz des persönlichen Glückes also ist es, um die es sich handelt. Wollten wir nun dieselbe an historischen Individuen nachweisen, so könnte hier leicht der Irrthum platzgreifen, daß das Leben der Heroen in der That einen augenfälligen Beweis für die Periodicität des Glückes liefere, indem dieselben insgesammt, höher und höher steigend, den Gipfelpunkt ihrer Größe erreichen, um dann ebenso allmälig oder auch plötzlich wieder zu sinken, und endlich auf St. Helena oder in ähnlicher Weise zu enden.

Aber hier ergibt sich die Periodicität des Glückes ganz von selbst, das heißt durch äußere Factoren. Denn der Heros, indem er die Aufgabe hat, eine noch nicht vorhandene Phase der Entwicklung der geschichtlichen Idee zu realisiren, nimmt den Kampf mit der umzugestaltenden Wirklichkeit und dem Beharrungsvermögen ihrer Elemente auf. So ergibt sich der aufsteigende Ast. Andererseits stellt sich in gleicher Weise das tragische Geschick, durch äußere Bedingungen her-

vorgerufen, ein, mag er siegen oder erliegen. Denn im ersteren Falle tritt es sofort zutage, daß er nur ein Werkzeug in den Händen höherer Mächte gewesen; mit dem Siege seiner Idee erweist sich zugleich die Mangelhaftigkeit auch dieser Stufe, die durch die Veränderung herbeigeführten Inconvenienzen treten zutage, und seine vergeblichen Anstrengungen wie die erdrückende Fülle neuer Probleme verbittert (z. B. Luther) ihn. Noch schlimmer aber ergeht es ihm, wenn die nächsthöhere Phase der Idee in einem neuen Heros sich verkörpert, gegen den er sich nun in der Reaction und historisch im Unrecht befindet — (Fichte, Schelling, Hegel in ihrer Aufeinanderfolge). Eine ähnliche Erscheinung findet sich im Gebiete der Politik als beständige Verschiebung der Parteiprogramme, mit welcher die Individuen nicht gleichen Schritt halten, daher sie bald von der nächsten Generation überholt werden. Daher auch das „Sichabnützen" berühmter Staatsmänner als Repräsentanten einer Idee, mit deren unaufhaltsamer Entwicklungsfähigkeit das in der Geschichte und Politik wie in der Philosophie stationär angelegte Individuum mehr und mehr in Conflikt geräth.

Tragischer noch gestaltet sich das Geschick jener Heroen, die das Aufgehen des von ihnen gestreuten Samens nicht erleben, im Kampfe persönlich erliegen und irrthümlicherweise ihr eigenes Schicksal mit dem ihrer Sache identificirend wähnen, daß mit ihnen auch diese zu Grunde gehe. So ergibt sich auch der absteigende Ast von selbst, das heißt von außen, und es ist immer dasselbe, was der Erdengeist seinen Auserwählten schließlich zuruft: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan — der Mohr kann gehen!"

Wir wollen es den zu Heroen der Geschichte berufenen Individuen überlassen, sich der ihnen zugetheilten Rolle so weit bewußt zu werden, um zu etwaigen sicheren Schlüssen auf das historisch nothwendige Ansteigen ihres Glückes zu gelangen, oder wohl gar den drohenden Gefahren mit der Sicherheit des Bewußtseins entgegenzutreten, daß dem geschichtlichen Logos an ihrer Existenz mehr gelegen sei, als an der etwa eines beliebigen Gefreiten — ein Gedanke, den die Legende nur ungehörig ausdrückt, wenn sie von Kämpfern für eine heilige Sache erzählt, die Geschosse seien vor ihnen von ihrer Flugbahn *abgewichen*. Hier kann uns nur die andere Frage interessiren, ob die Periodicität des Glückes bei den Individuen sich lediglich auf die Theilnahme an dem Kampfe um Realisation neuer Entwicklungsstufen der Idee zurückführen läßt, oder ob sie vielleicht auch bezüglich anderer Verhältnisse als innerer Factor im Lebenslaufe Solcher nachzuweisen ist, deren Existenz für die Entwicklung der Geschichte im Großen und Ganzen ebenso indifferent ist, wie der Erfolg ihrer Privat-Unternehmungen. In solchen Verhältnissen würde sich das Glück gleich einer persönlichen Eigenschaft des Individuums be-

thätigen, die ähnlich dem Charakter, wiewohl mit größerer Wandelbarkeit, gleichsam als eine den Lebenslauf regelnde Naturmacht sich erweisen würde. Es verdient gewiß Beachtung, daß die alten Hellenen in der That das Glück als persönliche Eigenschaft definirten, sie, deren philosophischer Fatalismus doch sicherlich eine solche Anschauung nicht begünstigte und jede andere Definition als weit angemessener würde haben erscheinen lassen.

Wenn wir gleichwohl diese Bezeichnung des Verhältnisses für eine blos bildliche erklären wollen, da das unerbittliche Causalitätsgesetz uns zur Genüge beweist, daß die Natur nicht eigentlich Lieblinge hat (im Sinne einer dieses Causalitätsgesetz beeinträchtigenden Auswahl), daß ihr am Wohle des Individuums nur insoferne gelegen ist, als ihr dasselbe eine weitere Garantie für das „Fortsetzung folgt" ihres Dranges bietet, und als es berufen ist, eine historische Aufgabe zu erfüllen — so bleibt doch diese Versinnbildlichung eine sehr treffende, indem sich in der That Alles, was wir gemeiniglich Zufälligkeiten nennen, bezüglich des Einzelnen oft so gelagert und gruppirt erweist, daß dies in seiner Wirkung vollkommen einer Anordnung der Dinge entspricht, in welcher gleichsam auf die Wünsche besonderer Individuen für eine gewisse Spanne Zeit, ja oft für die Dauer ihrer Existenz vornehmlich Bedacht genommen wäre, während sich für andere ebenso entschieden eine unglückliche Lagerung der Verhältnisse ergibt.

Um ein eben wegen seiner rein individuellen Bedeutung besonders treffendes Beispiel zu wählen, wollen wir das Glück im Spiel in Betracht ziehen — eine Wahl, die sich nebst anderen Gründen schon deswegen empfiehlt, weil darüber aufzustellende Theorien leicht der Kritik durch die Empirie unterzogen werden können. Auch im Spiel läßt sich jeder Zufall zurückführen auf eine Kreuzung zweier Causalreihen, von welchen je eine — wenn wir zur Vereinfachung des Problems nur auf Spiele zu Zweien Bedacht nehmen — von einem der zwei Spieler ausgeht. Meinerseitige Bedingungen sind es, in Folge welcher ich z. B. veranlaßt werde, am grünen Tisch auf eine bestimmte Nummer oder Farbe zu setzen, während andere am Gegner — dem Manne am Roulette — liegende Bedingungen darüber entscheiden, ob die mit meinem Vertrauen beehrte Nummer oder Farbe herauskommt oder nicht. Würde unsere Aussicht, einen Erfolg zu erzielen, lediglich auf der Möglichkeit beruhen, die am Gegner liegende Causalreihe, welche mit dem Anhalten der Kugel abschließt, durch Berechnung der Wirkungen aus den vorhandenen Ursachen vorauszubestimmen (Schnelligkeit der Raddrehung, Reibung der Kugel an den Wänden, allfällige Müdigkeit im Arme unseres Gegners ꝛc.), so müßten wir, da auch hier die Wahrscheinlichkeitsrech-

nung als werthlos sich erweist, gänzlich darauf verzichten, practische Vortheile zu erreichen.

Günstiger aber würden die Aussichten sich gestalten, wenn wir voraus wüßten, daß wir wenigstens innerhalb eines gewissen Zeitraums unserem persönlichen Glück gleichsam wie einer Naturmacht vertrauen könnten, die als ein mitwirkender Factor das jeweilige Resultat mitbeeinflussen würde. In diesem Falle hätten wir wenigstens vermehrte Chancen, wenn auch nicht zur theoretischen Einsicht des Problems zu gelangen, so doch des Gewinnens, wie uns etwa beim Entziffern einer Geheimschrift umsomehr des Erfolges in Aussicht steht, je mehr Buchstaben aus dem Alphabet uns bekannt wären.

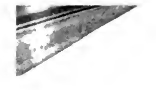
Nun erweist sich aber in der That die Aufeiannderfolge der Zufälligkeiten im Glücksspiel nicht als ein regelloses Durcheinander von glücklichen und unglücklichen Momenten, sondern glückliche wie unglückliche Resultate werden in bestimmten Gruppen auftreten. Es wird vielleicht keinen Spieler geben, der nicht von der periodischen Abwechslung von Glück und Unglück sich sehr oft überzeugt hätte, aber veilleicht auch keinen, der nicht eben so oft die Erfahrung gemacht hätte, daß ihm Fortuna ein mit jedem Augenblick veränderliches Antlitz zuwendete. Dieses Letztere muß seinen besondern Grund haben, den wir gleich berühren wollen. Thatsache ist, daß wir innerhalb bestimmter Stunden uns ebenso begünstigt sehen, wie wir nach Ablauf einiger Zeit in ebenso entschiedener Zunahme vom „Pech" uns verfolgt sehen. Im ersteren Falle werden wir uns mehr und mehr getrieben fühlen, auf Fortuna's Gunst zu pochen; im letzteren würden wir wenigstens gut daran thun, uns jeden Eigensinnes zu begeben und aus der Noth entweder die Weisheit der Resignation zu machen, oder wenigstens des vorläufigen Verzichtes auf ein Lächeln der Glücksgöttin, indem wir eine bessere Stunde abwarten. Kurz, die Periodicität unseres Glückes zeigt sich im Spiele — und wohl auch innerhalb anderer Verhältnisse — oft in so prädestinatorischer Weise, daß wir oder der Gegner selbst bei Spielen, in welchen der Geschicklichkeitsfactor in Rechnung kommt, vergeblich dagegen ankämpfen.

Dieses Verhältniß läßt sich graphisch versinnbildlichen durch einen sich hebenden und senkenden Ast, durch eine Wellenlinie, um deren Berechnung es sich handeln würde. In erster Instanz würde allerdings die Erfahrung, die wir erstreben, erst mit Beendigung des Versuches eintreten, also zu spät; aber eine längeee Beobachtung würde eine gewisse Regelmäßigkeit in der Wiederholung solcher Figuren (Wellenlinien) aufweisen, deren Verhältniß zu der Zeit, innerhalb deren sie sich vollenden, genau festgestellt werden müßte. Auf diese Weise würde sich der Erfolg eines Spieles wenigstens mit einiger Sicherheit voraussehen lassen, wenn wir durch ideale Verlängerung der erhaltenen

Figur genau herausgebracht hätten, welchen Stunden der aufsteigende und wiederum der absteigende Ast entspricht. Natürlich wäre die Feststellung in der Zeichnung dieser Figur nur für das jeweilig experimentirende Individuum von Geltung, während andererseits der Hinwegfall des Ernstes eines solchen Spieles sicher so wenig das Verhältniß stören würde, als bei einem beliebigen physikalischen Experiment die erstrebte rein theoretische Belehrung als das Experiment beeinflussend gedacht werden könnte: in beiden Fällen geben wir der Natur nur Gelegenheit, uns ihre Gesetze zu offenbaren. Es würde sich nun allerdings nur durch längere Zeit hindurch, und zwar ununterbrochen angestellte Versuche herausstellen, ob nicht allfällige Verschiebungen, ein höheres Ansteigen, eine tiefere Senkung jener Linie zeitweise sich einstellt, welche den Verlauf unseres Glückes repräsentirt, wobei wiederum beachtet werden müßte, ob diese abweichenden Figuren sich innerhalb der gleichen Zeit wie die regelmäßigen vollenden oder nicht; im letzteren Falle würde nämlich die correspondirende Zeiteintheilung immer wieder verrückt werden — eine Schwierigkeit, die nur dann gehoben werden könnte, wenn etwa auch die abweichenden Figuren in bestimmter Anzahl gelagert wären, oder wenn sie innerhalb regelmäßiger Zwischenräume sich ergeben würden.

Bei allen diesen Verwicklungen scheint die Lösung des Problems sehr schwierig zu sein und die Sicherheit unserer Schlüsse jedenfalls mit der Entfernung der zukünftigen Stunde abzunehmen, in welcher sie auf die Probe gestellt werden sollen. Aber selbst hier muß der jeweilige Gegner insoferne als eigentlicher Gegner und störender Factor angesehen werden, als er nicht als passiv gedacht werden kann, sondern gleichsam als eine entgegenkommende Welle, so daß, selbst wenn wir den günstigsten Zeitpunkt gewählt, d. h. die Stunde abgewartet hätten, innerhalb deren unser Glück im entschiedensten Ansteigen begriffen wäre, doch möglicherweise unser Gegner gleichzeitig ebenso begünstigt sein könnte, wodurch unser Erfolg wieder paralysirt würde, wie eine Welle sich an einer andern bricht. In solchen Stunden würden wir die oben erwähnte Erscheinung beobachten können, daß Fortuna mit jedem Augenblick wechselnd bald uns, bald dem Gegner zulächelt. Nachdem es aber zudem denkbar wäre, daß wir selbst in der relativ günstigsten Stunde einem Gegner gegenübersäßen, der gerade in der gleichen von einem höheren Glück getragen wäre, so würden wir niemals absolute Sicherheit erzielen können, wohl aber Wahrscheinlichkeit des Erfolges in einer bestimmten Zeit.

Es ist kein Zweifel, daß ein ähnlicher Rhytmus des Glückes, wie er sich augenscheinlich im Spiel offenbart, auch bezüglich ganz anderer Verhältnisse vorhanden ist. Und wenn die unbewußte Volksweisheit, die sich im Sprachbildungstriebe kundgibt, von „Pechvögeln“



und „Glückspilzen“ redet, wenn sie sagt, daß kein „Unglück und kein Glück allein kommt,“ so ist darin derselbe Gedanke ausgesprochen; während das bekannte Sprichwort: „Glück im Spiel, Unglück in der Liebe“ ausdrücken zu wollen scheint, daß uns die Gunst Fortuna in einem Gebiete zu keinerlei Schlüssen auf Glück in anderweitigen Angelegenheiten berechtigt.

Die Gruppirung glücklicher und unglücklicher Zufälle aber, wie wir sie im Bisherigen beim Individuum in Betracht gezogen haben, scheint sich höchst merkwürdigerweise auch auf Familien zu erstrecken. Wenn wir in dieser Hinsicht auf Familie Arenberg als naheliegendes Beispiel verweisen, welche innerhalb dreier Generationen vier Mitglieder durch gewaltsamen Tod verlor, so geschieht es keineswegs im Glauben, es bekunde sich dieser unheimliche Rhytmus der Zufälligkeiten gerade hier sehr auffallend, sondern lediglich in der Absicht, dieses dunkle Problem überhaupt durch ein Beispiel klar zu machen, dem sich sicherlich weit frappantere substituiren lassen.

Wenn aber die Behauptung, daß dieses Problem überhaupt existire, daß also Fortuna nicht die launenhafte Göttin sei, die mit jedem Augenblicke ihre Absichten wechsele, sondern daß sie durch Lagerung der Einzelnzufälle in rhytmischen Bewegungen den Uebergang von Gunst zur Ungunst und wieder zurück vermittle, während nur bezüglich der Förderung oder Vereitlung unserer selbstsüchtigen Daseinszwecke von ihren Launen die Rede sein kann, wenn diese Behauptung auch bei Manchem dem Vorwurf der Paradoxität nicht entgehen mag, so ließe sich doch darauf verweisen, daß dieses Verhältniß nur ein Gegenbild jener Erscheinung ist, die wir in der Causalität als das Gesetz der stetigen Entwicklung kennen. Wie in der causalen Welt nichts unvermittelt auftritt, sondern teleologisch aus der gegebenen Grundlage allmälig sich **entwickelt**, so scheint auch in der Welt des Zufalls — mag er nun die Weltgeschichte gestalten oder eine Biographie — keine tendenzlose Aneinanderreihung der Einzelfälle stattzufinden. Keine Harmonie ohne Rhytmus! das mag für die Harmonie tellurischer Entwicklung gelten, und für die Harmonie der Sphären wie für die Musik. Und da der Zufall im Großen der Regelung unterworfen ist, sollte es im Kleinen anders sein?

So mag sich also wohl für das Einzel-Individuum manche Periode seines Lebens derart gestalten, daß es mit demselben Vertrauen intuitiver Ueberzeugung in die nächste Zukunft blickt, mit welchem Cäsar (nach einer Erzählung des Sueton) dem Manne, der ihn durch den reißenden Fluß trug, zurief:

Du trägst Cäsar **und sein Glück!**

München, im Juni.

Dr. Carl Freiherr du **Prel.**

